

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Aus freudelosem Hause.

Roman von Edward Stilgebauer. (Fortsetzung.)

6.

Der Sommer war allmählich zur Neige gegangen. Der wilde Wein, der sich an Thildas Balkon emporrankte, begann sich zu färben, der hohe im Garten stehende Birnbaum ward leichter und warf bei jedem Windstoße rotwangige Früchte auf die Erde.

Langsam hatte sich in Thildas Seelenzustand eine merkliche Veränderung vollzogen. Der heftige Sturm der Leidenschaft, der in den ersten Monaten des Jahres ihr Herz durchtobt hatte, hatte sich gelegt; er hatte einer leise in ihrer Seele glühenden Flamme der Verehrung und Hingebung für Paul Richter Platz gemacht. Sein ruhiges, sicheres, freundliches Wesen, die sich stets gleichbleibende Güte und Zurückhaltung, mit der er sie behandelte, hatten das stille Feuer einer beinahe wunschlosen Liebe in ihrem Herzen angefacht. Er kam und ging, immer der gleiche, immer derselbe treue und starke Freund, ganz so, wie er es der Mutter auf ihrem Sterbebette versprochen hatte. Seine Ruhe und Sicherheit zogen in ihr Wesen hinüber und übten einen mächtigen Einfluß auf sie aus. Ihre innere Seelengröße und die reiche Erfahrung eines schmerz- und trauerreichen Lebens, einer freudlos verflogenen Jugend ließen die Frucht der Entsagung in aller Stille in ihrem Innern reifen. In dem täglichen zwanglosen Verkehre mit ihm hatte sie sich allmählich daran gewöhnt, ihm still und freundlich die Hand zu reichen, ohne daß das Blut wie früher heißer in ihren Adern floß und mit schnelleren Schlägen wider die Schläfen pochte.

Wie oft und vielmals war früher in ihrem Herzen die Frage aufgestiegen: Was soll das werden, wenn Paul Richter sich einmal besinnen sollte, daß er auch ein anderes Recht auf das Leben habe, als nur das eine, ihr Freund zu sein und in ihrer Gesellschaft den Rest seiner Jugend zu verbringen? Damals wütete wilde tobende Eifersucht in ihrem Herzen, wenn sie an diese Möglichkeit dachte. Jetzt begann es langsam wunschlos still in ihrem Herzen zu werden. Sie hatte sich ein neues Ideal ausgebildet, dem sie folgen, dem sie nachstreben wollte. Es sollte gipfeln in der höchsten Dankbarkeit gegen den Freund. Sie wollte sie hinnehmen, diese Tage des Glückes, als das Geschenk einer himmlischen Gnade und nicht daran denken, daß diese Tage gezählt seien, daß sie einmal zu Ende gehen könnten. In ihrem Herzen wollte sie das Bild des Freundes tragen wie ein Ideal, zu dem sie emporschauen konnte. Wollen und Wünschen wollte sie tief im Busen verschließen und sich freuen an seinem Glücke, wenn er es einmal irgendwo anders finden sollte. Freilich, dieser Gedanke war bitter und schmerzlich, und dieses „wo anders" hatte sie schon manche Thräne gekostet. Aber sie war ja stark: sie hatte so viel überwunden, so manches besiegt und zurückgedrängt; auch dieses sollte ihr mit der Zeit gelingen, so hoffte sie wenigstens. Er hatte ihr geholfen über die bittersten Schmerzen hinweg; vielleicht ahnte er kaum oder gar nicht, welcher Schmerz in ihrer Seele der bitterste war. Und er sollte es auch gar nicht ahnen und wissen. Aus seinen Worten, aus dem Zusammensein mit ihm wollte sie das bischen Glück entnehmen, das die Tage ihres Alters erhellen, das der letzte Sonnenstrahl auf ihrem Lebenspfad sein sollte. Danach wollte sie jetzt gar nicht mehr fragen, wie lange ihr der Himmel dieses Glück lassen wolle. Jeden Tag, den sie in seiner Nähe sein durfte, wollte sie nehmen als ein Geschenk von oben, und wenn er einmal gehen sollte, dann wollte sie seine Pfade segnen und für sein Glück und sein Bestes hoffen und beten.

So hatte sie sich in ihrem Kopfe ihren Beruf und ihre Pflicht ihm gegenüber zurechtgelegt. — Mit solchen Gefühlen empfing sie ihn jeden Abend, wenn er aus der Schule nach Hause kam, mit solchen Gefühlen lauschte sie jeden Morgen seinen Schritten, die die Treppen hinab verhallten ... Wunschlos werden, das wollte sie erreichen; entsagen können, das wollte sie lernen. Nicht in dem Sinne der Freundin, die Weltverachtung und Feindschaft von den Menschen trennte, nein, eine Freundin der Menschen ihrem innersten Wesen entsprechend, wollte sie mit Sorge und Liebe die Freuden und

Landsgemeinde in Hundwil (Appenzell Außer-Rhoden). Phot. Schläpfer, Herisau. (Mit Text.)

Leiden der andern tragen, teilnehmen an ihren Lebensschicksalen und ihnen ihr Glück von ganzem Herzen wünschen und gönnen. Wie eine Sonne sollte der Freund über dem Reste ihres Lebens stehen, ihre Seele erwärmend und erleuchtend, der milde Spender alles Guten und alles Glückes. Mit diesem Glücke in ihrem Herzen wollte sie sich zurückziehen in ihr stilles Heiligtum, wo der Sessel der Mutter stand; dort wollte sie ihr Leben beschließen; mit ihm im Herzen zurück in das Heiligtum ihrer Seele, die das Große vollbringen, das Schwerste lernen sollte: mit Freuden den andern ein Glück zu gönnen und diesen ohne Neid zuzusehen. Und wenn dann die Jahre dahingegangen, wenn die Sinne voll ertötet und die Haare gebleicht waren, dann wollte sie dem Freunde noch einmal begegnen auf seinem Lebenspfade, ihm freundlich die Hand drücken, sein Glück von ferne sehen und dann in Frieden sterben. So träumte sich Thilda die Zukunft.

Wie dieser Herbst zu ihrer Seelenstimmung paßte, diese schönen reinen Septembertage mit dem völligen Ausreifen und dem schon beginnenden Absterben in ihrem Schoße! So klar und durchsichtig war die milde, blaue Luft, ganz wie ihr Inneres, das offen und enthüllt vor ihrem geistigen Auge dalag, so hell und milde der Schein der wärmenden, nicht mehr brennenden Sonne wie die schöne, große, entsagende Liebe, die sie in ihrem Herzen zu tragen glaubte. Wie das schöne, liebe Land mit seinen sanften Hügelketten, seinen abgeernteten Feldern und seinen Wiesen, dem silbernen, sanft dahingleitenden Fluß sich da schmückte im Herbsteszauber, noch einmal vor dem Absterben sich mit aller Farbenpracht und Schönheit schmückte, ganz wie ihre Seele, die noch einmal leuchten wollte, ehe der Winter der Entsagung und der Einsamkeit über sie kam. Immer schöner ward dieser Herbst mit jedem Tage, an dem das Jahr seinen Kreislauf zu vollenden eilte, immer abgeklärter die Lüfte, immer heller der Himmel und goldener die liebe Sonne. Aengstlich huschten die Schwalben durch die dünne Luft, als erschauere ihre Seele vor dem kommenden Abschiede; golden schimmerten die Sonnenstrahlen durch die lichter gewordenen Bäume, deren gelbgewordene Blätter im Winde leise zitterten, als fühlten sie den Hauch des Todes still ergeben in seiner Berührung.

In solchen Gedanken stand sie heute auf dem Balkone ihrer Wohnung und schaute hinaus in den Garten und hinab auf die Straße, deren Lindenbäume schon den größten Teil ihres Blätterschmuckes auf die schwarze Erde herabgeworfen hatten. In dem gegenüberliegenden Garten des Nachbarhauses stand ein kleines Bäumchen, dessen Blätter feuerrot geworden waren. Seltsam hob es sich aus den mannigfachen Schattierungen des Herbstes heraus. Leise bebte es in dem Säuseln der linden Lüfte, als fürchte es, seinen herrlichen Schmuck hergeben zu müssen. Ach, so ein Bäumchen sein! dachte sie da. Nach einem kurzen Winter konnte es sich in ein neues Gewand kleiden, und in langen, bangen Wintermonden durfte es einem jungen Frühling entgegenträumen. Ihr aber, was blieb ihr, wenn sie den köstlichen Schmuck hergeben sollte, das herrliche Gewand ihrer Seele, mit dem die Liebe zu dem Freunde diese umkleidet hatte!

Ein Strahl der Herbstsonne fiel durch die Zweige und traf ihr kastanienbraunes Haar, so daß es schimmerte und glänzte. Sie war an die Brüstung des Balkons herangetreten. Das enge schwarze Kleid stand ihr gut und ließ die schlanken Formen ihres ebenmäßigen Körpers vorteilhaft hervortreten.

Thilda richtete den Blick auf den Vogelkäfig, den sie am Morgen in die Sonne gestellt hatte. Der kleine gelbe Sänger schmetterte aus voller Kehle hinein in den Sonnentag. Und wie sie da seinem Gezwitscher zuhörte, wie sie so sann und träumte, war es mit einem Male ganz feierlich still in ihrer Seele, und es kam ihr vor, als hielte das Glück auf großem goldenem Wagen seinen Einzug in die weitgeöffneten Pforten ihres Herzens. Ja, es gab gewiß so ein Glück, so ein kleines Glück, so ein Etwas, mit dem man sich bescheiden in sich selbst zurückziehen, an dem man zehren und sich aufrichten konnte, wenn die langen, bangen Nächte des Winters und des Alters gekommen waren. Wer das Leben tragen konnte mit festem Mute, wer es lernen konnte, sich selbst zu überwinden und den andern das zu gönnen, was er selbst nicht erreichen konnte, dem blühte dann in seiner Seele diese stille, freundliche Blume jenes Glückes, dem schien die Herbstsonne warm und golden und gut und schön in das Herz hinein, damit es nicht ganz verblühe und früchtelos sein müsse, das arme, das einsame Herz. So sollte das ihre werden; diese Blume wollte sie sich erobern und dann, wenn sie diese besäße, dann sollte es läuten wie lauter Sonntagsglocken in ihrem Innern, die sollten den großen Ruhe, den tiefen Frieden einläuten, zu dem sich ihre Seele hindurchgerungen.

Sie fuhr aus ihren Gedanken auf ... man hatte an der Vorplatzthüre geklingelt; einen Augenblick darauf trat Grete ins Zimmer und kündigte Thilda zu ihrem nicht geringen Erstaunen den vormittags gar nicht zu erwartenden Besuch von Käthchen Schäfer an. Sie eilte der Freundin auf dem Vorplatz entgegen und sah zu ihrem Schrecken ein hochgerötetes, vom Laufen und Aufregung verändertes Gesicht.

„Was hast Du denn, Käthchen?“ sagte Thilda, als sie der Freundin ansichtig wurde und indem sie dieselbe nötigte, in das Zimmer einzutreten. „Was hast Du denn? Du bist ja ganz rot im Gesicht, als ob Du den ganzen Weg zu mir gelaufen wärst! Und am Vormittage, was ist Dir denn?“

Käthchen kam im ersten Moment zu gar keiner Antwort. Sie mußte erst tief Atem holen, so sehr hatte sie die Eile, mit der sie zu Thilda gegangen war, und die innere Aufregung mitgenommen. Endlich, nachdem sie sich auf dem Sofa niedergesetzt und ihr Jackett aufgeknöpft hatte, fand sie die nötige Sammlung, um sich ihrer Mitteilungen entledigen zu können.

„Was hast Du denn der Elise Fuchs gethan, Thilda?“ fragte sie unvermittelt.

Thilda sah sie mit großen Augen an. „Ich der Elise Fuchs?“ antwortete sie in völliger Ruhe; „ich der Elise Fuchs? Die habe ich ja seit beinahe drei Monaten nicht zu Gesicht bekommen.“ Aber eine leise Ahnung von dem, was da kommen würde, fuhr ihr mit einem Male durch den Kopf.

„Sie muß die Quelle sein von all den Gerüchten, die in der Stadt cirkulieren,“ antwortete Käthchen.

Mit einem erstaunten, fast erschrockenen Blicke sah Thilda die Sprechende an und fragte: „Gerüchte? Gerüchte von mir, Käthchen?“

„Ja, ja, Gerüchte über Dich und Herrn Richter,“ antwortete die Freundin. „Sogar meine Milchfrau hat mich diesen Morgen gefragt, ob es denn wahr wäre, daß Fräulein Frank ein Auge auf den Lehrer, der bei ihr wohnt, geworfen hätte.“

Einen Moment wurde Thilda leichenblaß, dann schoß eine dunkelrote Blutwelle durch ihre Wangen. Die andere fuhr fort: „Das ist schon das dritte Mal, daß man mich darnach gefragt hat; die Frau, die unter mir im Hause wohnt und der Kaufmann, bei dem ich meinen Aufschnitt hole, haben mich auch schon darnach gefragt. Bei diesem bin ich auch auf die richtige Spur gekommen. Seine Frau hätte es ganz bestimmt gehört von Fräulein Schneider, Du weißt doch, der alten Putzmacherin, die für eine Mark und die Kost den Tag die alten Hüte repariert; die hätte die vergangene Woche bei Frau Fuchs gearbeitet und dieser hätte Elise mit aller Bestimmtheit versichert, Fräulein Frank und der Gymnasiallehrer hätten eine Liebschaft miteinander. Sie wisse es ganz bestimmt, daß er ihr auf ihrem Zimmer immer Liebeserklärungen mache. Woher sie das wisse, das dürfe sie nicht ausplaudern, weil sie der Betreffenden versprochen, sie nicht mit in das Gerede zu bringen, und daß er Du zu ihr sage.“

Wie gebannt saß Thilda bei diesen Enthüllungen Käthchens auf ihrem Platze. Das Blut war wieder aus ihrem Gesichte gewichen; sie starrte fassungslos vor sich hin und vermochte kein Wort zu erwidern. Käthchen Schäfer bemerkte sofort, welch tiefen Eindruck ihre Mitteilungen auf sie gemacht hatten. Sie nahm Thildas Hand, die kalt war und zitterte, und indem sie sie drückte, sagte sie: „Du mußt Dir daraus nichts machen, Thilda. Siehst Du, ich glaube es nicht, und ebensowenig wie ich glauben es andere Leute. Ich habe es Dir nur gesagt, damit Du weißt, woran Du mit solchen Freunden bist und damit Du Dich danach einrichten kannst.“

Endlich fand Thilda Worte; nachdem sie sich ein wenig gesammelt und überlegt hatte, sagte sie: „Ich danke Dir, Käthchen, für Deine Freundschaft und Offenheit. Daß einem die Leute das bischen Freude und Ruhe nicht lassen können! Du hast doch auch schon seit drei Jahren den Winterfeld bei Dir wohnen und sie lassen Dich in Frieden; was ich ihnen nur gethan habe?“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über Käthchens Züge. „Ich, mein liebes Kind?“ sagte sie mit leiser Stimme, „ich? Mir sind sie niemals neidisch gewesen. Ich bin eine arme kranke Person, bedeutend älter als Du und schien niemanden begehrenswert genug, um mich in das Gerede zu ziehen. Dir sieht man Dein Alter kaum an; ich wette, Herr Richter, der Dich so lange kennt, taxiert es noch nicht richtig, und da sind sie hinter Dir wie der Teufel hinter einer armen Seele, aus Angst, daß Du am Ende noch einen Mann bekommen könntest.“ Sie hatte sich ordentlich ins Feuer geredet, das gute Käthchen.

Thilda sah schweigend vor sich hin, die Gedanken überschlugen sich in ihrem Kopfe. Sie saß in dem Dunkel des Zimmers und Käthchen konnte den Ausdruck ihres Gesichtes nicht genau unterscheiden. Sie ahnte nicht, wie das Blut in Thildas Adern kochte, wie es ungestüm und mächtig nach dem Herzen drängte und wie die Thränen aufstiegen zu ihren Augen, heiße, unbezwingliche Thränen. Sie hatte sich mit solchem Feuereifer in ihr Thema hineingeredet, daß sie von Thilda gar keine Antwort erwartete, sondern in ihrem Redestrom fortfuhr: „Meine Ansicht ist die, Thilda, Du brichst dem Gerede der Leute ein- für allemal die Spitze ab, indem Du Herrn Richter sagst, aus irgend einem Grunde, ein solcher läßt sich ja immer finden, wollest Du Dir eine kleinere

Wohnung nehmen; er müsse sich daher für das nächste Semester nach anderen Zimmern umsehen. Dann haben die Leute und dann hast Du Deine Ruhe und die Geschichte ist abgemacht."

Thilda ließ Käthchen ruhig gewähren, als diese aufstand und sich zum Gehen anschickte. Sie fand nicht einmal den Mut, der Freundin für ihre wohlgemeinten Ratschläge zu danken. Sie war froh, daß Käthchen ging. Auf deren Frage, ob sie denn den Abend zu ihr käme, antwortete sie, sie wisse es noch nicht bestimmt, sie wolle sehen, sie fühle sich nicht ganz wohl und die Abendluft werde in diesen Tagen schon ziemlich kühl.

Wie sie den Augenblick herbeisehnte, allein zu sein, allein um jeden Preis! „Ich danke Dir, Käthchen," brachte sie noch mühsam hervor, als sie ihr an der Thür die Hand zum Abschied reichte. Dann hörte sie noch, wie sich die Schritte der Freundin langsam auf dem Korridor und die Treppen hinab entfernten, und verriegelte dann die Thür.

Bis hieher hatte die äußerste Anstrengung ihrer Willenskraft gereicht. Jetzt stürmte alles, was sie gehört hatte, mit erneuter Kraft auf sie ein, eine Schwäche befiel sie und schluchzend sank sie auf dem Sofa zusammen.

„Also das noch," fuhr es da durch ihren Kopf, „das also noch!" Das war das Letzte, was ihr das Schicksal nach einem an Weh und Herzeleid so reichen Leben aufgespart hatte. Sie selbst sollte mit grausamer Hand die heiligen Bande zerreißen, die ihre Seele an Paul Richter knüpften. Nein, das war zu viel, das war wirklich zu viel, das konnte sie nicht!

Weinend erhob sie sich vom Sofa und trat händeringend an das Fenster. „Warum, warum?" so schoß es ein- über das andere Mal durch ihren armen Kopf. „Warum das von mir verlangen, dieses einzig Schwere, dieses Einzige, das Du nimmer verlangen solltest, Vater im Himmel!" Und sie konnte zu keiner Ruhe kommen: immer wieder dieser eine einzige furchtbare Gedanke, sich in die Notwendigkeit versetzt zu sehen, gerade das hergeben zu müssen, woran sie mit allen Fasern ihres Herzens, mit jeder Regung ihres Seelenlebens in glühender Leidenschaft hing. „Nein, das kannst Du nicht verlangen, Vater im Himmel," rief es ein- über das andere Mal in ihrem Innern, „daß ich selbst die Hand daran lege und es selbst mit eigener Hand aus meinem Herzen reiße, das Einzige, das Letzte, das mir noch übrig geblieben, das kannst Du nicht verlangen. Ach Gott, mein Gott! Ich wollte es ja hergeben, wenn die Zeit gekommen wäre, wenn es mir entrissen werden sollte, dann wollte ich ihn ja ziehen lassen und mich zurückziehen in das Heiligtum meines Herzens in stiller Klage und in sanftem Schmerze. Aber selber, selber mit eigener Hand daran tasten, mit meiner Hand dem die Thüre weisen, der mein Ein und Alles, der der Inhalt meiner Gedanken und Gefühle geworden ist, das ist zu viel, das ist für ein armes Menschenkind wirklich zu viel . . ."

Sie blickte ziellos hinaus auf die Straße, indessen die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen hervorbrachen. Alles hatte sein gewöhnliches Aussehen, nichts war verändert, alles noch genau gerade so, wie sie es vor wenigen Stunden als ihr stilles Glück in ihrem Herzen betrachtet hatte, wie sie es so oft an der Seite des Freundes gesehen und sich mit ihm darüber gefreut hatte. Und ihr, ihr war es, als müßte der Himmel mit einem Male eingestürzt sein, als müßte er die Erde unter sich begraben haben und als stünde sie vor einem schwarzen Abgrunde und hinter ihr eine ungekannte Macht, die sie zwänge, sich hinabzustürzen in das undurchdringliche Dunkel, das sich vor ihren entsetzten Blicken aufthat. O, sie kannte sie jetzt, diese entsetzliche, diese furchtbare Macht! Langsam war sie an sie herangekrochen, wie eine giftige schleichende Schlange, und jetzt stand sie riesengroß in ihrem Rücken und wehrte ihr den Rückzug, diese schreckliche Macht der Menschen, die einen zwingen und hindrängen zu einem Schritte, den man freiwillig niemals thun würde. Sie fühlte sie instinktiv körperlich hinter sich stehen, diese furchtbare öffentliche Meinung, die, einmal zum Reden gebracht, nimmer tot gemacht werden konnte. Aber alles hätte sie ja auf sich nehmen wollen, nur dieses eine nicht, daß sie selber es thun sollte, daß man von ihr selber den Schnitt in ihr eigenes Fleisch verlangen mußte.

Sie wußte sich keinen Rat. Und ihn, der so nichtsahnend, so glücklich, froh und heiter einherging an ihrer Seite, ihn, dem sie — sie fühlte es im tiefsten Herzen — eine unentbehrliche Freundin geworden war, ihn sollte sie unter einem nichtigen Vorwand aus ihrer Nähe verbannen! Was würde er denn dazu sagen? Ach, sie konnte es nicht! Lieber alles andere, nur das nicht; das sollte der Himmel von einem schwachen Menschenkinde nicht verlangen. Gegen seinen Glauben konnte niemand handeln, und sie glaubte fest und tief in ihrer Seele, daß Gott selber ihn ihr zum Schutze, zum Troste, zur Stütze in ihrer Einsamkeit gesandt habe. Wollte Gott ihr diese Stütze wieder nehmen, er sollte es thun. Ohne Murren, mit leisem Weinen wollte sie es hinnehmen und versuchen, das Leben ohne ihn weiterzuleben; aber sie selbst zum Werkzeug seines Willens wählen, an sie selbst die Aufforderung richten: Stoße ihn von Dir und jage ihn aus Deinem Hause, das konnte Gott nicht wollen.

Immer und immer wieder kam Thilda zu diesem einen Schlusse in der Reihe ihrer Gedanken, immer und immer wieder, daß Gott dies nicht wollen könne. Mochte es über sie hereinbrechen, das Ungetüm der öffentlichen Meinung, das schreckliche Untier, das hinter ihr stand mit fletschenden Zähnen, mochte es kommen und sie vernichten, nur das eine sollte man nicht von ihr verlangen, nur dies eine nicht!

Plötzlich fuhr Thilda auf. Sie hörte Schritte auf der Treppe; es mußte zwölf Uhr sein. Richter kam zurück aus der Schule. Rasch trocknete sie die verweinten Augen mit dem Taschentuche. Wenn möglich, sollte er nichts davon merken, wenigstens heute noch nicht. Leise schob sie den Riegel, den sie vorhin vorgelegt hatte, von der Thür zurück. Dann lauschte sie, wie seine Schritte über den Korridor hallten, wie er die Thür seines Zimmers öffnete und eine Melodie vor sich hinsummte. Dann kamen seine Schritte wieder näher. Einen Moment schien es ihr, als krampfte sich ihr Herz zusammen, als wollte es stille stehen. Er kam auf ihr Zimmer zu, und jetzt öffnete sich die Thür, jetzt stand er vor ihr.

„Wir haben einen schönen Nachmittag vor uns, Fräulein Thilda," sagte er eintretend; „meine Privatstunde fällt heute aus."

Sie hatte das Gesicht dem Fenster zugewandt, so daß er sie nicht ansehen konnte. Bei seinen Worten drehte er sich unwillkürlich um. Er schaute in ein bleiches, verstörtes Gesicht, in gerötete Augen, denen es kaum zu gelingen schien, die Thränen zurückzuhalten.

„Aber um Gottes willen, Fräulein Thilda, was ist Ihnen denn!?" rief Paul mit einemmal. „Sie waren doch diesen Morgen ganz vergnügt, und jetzt finde ich Sie in solcher Verfassung wieder!"

Sie zitterte am ganzen Körper; sie konnte ihm kein einziges Wort entgegnen.

Er trat an sie heran und faßte ihre Hand. Ein Schauer durchlief ihn, die Hand war eiskalt. „Sind Sie krank, Fräulein Thilda?" fragte er mit teilnehmender Stimme. „Setzen sie sich; das Stehen muß Sie angreifen. Sagen Sie mir, ob Ihnen etwas passiert ist, ob Sie krank sind?"

Er zog sie neben sich nieder auf das Sofa; sie folgte willenlos wie ein Kind.

„Ich bin nicht krank," brachte sie plötzlich mühsam hervor.

Er sah sie lange an. Rätselhaft erschien ihm mit einem Male dieses seltsame Wesen. Ein ganz merkwürdiger Vorgang mußte sich in ihrem Kopfe abspielen, ein Vorgang, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte.

„Habe ich Ihnen etwas zuleide gethan, Fräulein Thilda?" fragte er da treuherzig; „sagen Sie mir, ob ich Ihnen etwas zuleide gethan habe?"

Da brachen die Thränen wieder aus ihren Augen.

„Ach, Sie, wie könnten Sie mir jemals etwas zuleide thun!" stammelte sie mit brechender Stimme.

Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie fest, leidenschaftlich. Dann ließ sie die Hand los und blickte zu Boden.

„Sehen Sie, Fräulein Thilda," begann Paul, indem eine leise Wehmut durch seine Stimme zitterte, „Sie müssen mir doch sagen, was man Ihnen zuleide gethan hat. Ich glaube, daß ich Ihnen immer ein treuer Freund gewesen bin. Sie haben mir doch immer alles anvertraut, mir müssen Sie es sagen."

„Alles, alles," erwiderte sie mit schluchzender Stimme, „nur das, nur das kann ich nicht."

Er hob seine Augen zu ihr empor und sah sie mit einem langen traurigen Blicke an.

„Das können Sie nicht? Also habe ich mich doch in Ihnen getäuscht! Haben Sie nicht so viel Vertrauen zu mir, Fräulein Thilda, daß Sie mir Ihr Geheimnis anvertrauen?"

Verwirrt schlug sie die Augen zu Boden.

Daß er, auch noch er selber von ihr verlangen mußte, daß sie das ihm sagen sollte.

Langsam besann sie sich. Seine Augen waren fest auf sie geheftet, als wolle er im voraus die Worte von ihren Lippen lesen.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht sagen, beim besten Willen nicht, Herr Richter, das kann ich nicht!" brachte sie endlich hervor.

(Schluß folgt.)

Ein Päckchen Briefe.

Novelle von Carl Cassau. (Schluß.)

Otti war ein sehr kluges Mädchen, welches bald einsah, daß die Ehe des Onkels mit seiner Gattin eine Dutzendehe, wie sie in den Vereinigten Staaten nur allzuoft vorkommt, sei; sie schauderte: vor einem solchen Geschick wolle sie Gott bewahren! Gott? Sie zuckte zusammen! Ihr Vater Arthur, Professor der Theologie, hatte seinen Kindern in religiöser und sittlicher Beziehung eine

durchaus ideale Erziehung gegeben; so wie sich nun auch Ottis Charakter im Kampfe um das Dasein, in dem die Mama unterging, ihre Geschwister ihr verstorben, gemodelt haben mochte, die von ihrem Vater ihr eingeimpften Lehrsätze von einem gerechten, allwaltenden Gott, der das Gute lohnt, das Böse straft, der uns an der Hand hält und in unser Geschick eingreift, vermochte sie bei aller Freisinnigkeit nie ganz abzuschütteln! Deshalb lastete ihre That den Liebenden gegenüber auf ihrem Herzen wie ein Alp, wozu noch Adinens sparsame Briefe kamen, in denen sie klagte, wie müde sie dieses Lebens sei, da Joseph sie vergessen habe und nun auch Otti sich in Schweigen hülle. Zuletzt teilte sie mit, daß sie in Ofen eine Stellung als Repräsentantin einnehmen werde.

„Gottlob," hatte Otti geseufzt, „so bin ich doch wenigstens nicht an einer Tragödie schuld; es scheint ja, als wenn Adinens sanftmütiger Charakter sich leicht in dieses Schicksal gefunden habe!"

Eine Antwort gab sie ihrer Cousine nie. — Mit Joseph kam sie öfter in den Ferien zusammen. Langsam vergaß er sein Leid und langsam blühte in seinem Herzen zum zweiten Male die Blume der Liebe auf. Otti sah es jubelnd. Die Allgewalt der Liebe, die selbst auf ihr berechnendes Herz ihren heiligenden Einfluß geltend machte, zwang sie in der Verschwiegenheit ihres Zimmers auf die Kniee nieder und rang ihr das Gelübde ab, daß sie mit Josef eine Idealehe führen werde, wenn ihr Gott den Geliebten zuführe. Und an einem Ferientage, als Mrs. Ellen ihren Gatten auf einer Geschäftstour nach der nächsten Stadt begleitete und spöttisch sagte: „Zwischen Miß Otti und Mr. Sailer scheint sich etwas anzuspinnen!" — war das Glück da: Dr. Joseph Sailer, jetzt hochgeehrter Hochschullehrer der deutschen und lateinischen Sprache, stand vor ihr im Salon und sagte etwas befangen:

„Miß Ottilie, Sie wissen am besten, wie schwer mein Herz durch Ihre Cousine getroffen ward; ich bringe Ihnen keine erste Liebe entgegen, aber dennoch eine reine und treue Zuneigung! Wollen Sie meine Hand zum Bunde für das Leben annehmen?"

Da lag Otti schluchzend an seiner Brust; die zurückkehrenden Blays konnten einem glücklichen Brautpaare ihre Glückwünsche darbringen, und einen Monat später gab es eine fröhliche Hochzeit im Blayschen Hause.



Husch, husch! Von Paul Wagner. (Mit Text.)
(Nach dem im Verlage von O. Troitzsch in Berlin erschienenen Farbenlichtdruck.)

Mrs. Ellen aber meinte gegen ihren Gatten: „Die deutschen Mädchen sind doch eigentümlich-romantische Naturen; sind sie alle so, mein Liebling?"

Mr. Erard nickte, ob in tieferer Erkenntnis oder nur zum Schein, das bleibe dahingestellt.

Nach dem Akt gelobte jedoch Otti Sailer in ihrem Herzen Gott, niemals wieder seiner Gnade unwert sein zu wollen.

* * *

Und Otti ward ihrem Gatten ein treues Weib. Die beiden führten eine Ehe, wie sie drüben ganz selten sind. Ottilie las ihrem Gatten jeden Wunsch aus den Augen; Dr. Joseph Sailer war entzückt von seinem Weibe, und an die Stelle einer achtungsvollen Zuneigung trat schnell die glühende, tiefe Liebe des Mannes zum Weibe, das nur für ihn allein lebt.

Mrs. Ellen Blay hatte Veranlassung, doch ihre Meinung über die deutschen Mädchen stark zu modifizieren. Wir müssen sie achten, daß sie den Mut hatte, dieses ihrem Gatten einzugestehen; auch spürte Mr. Erard bald die segnenden Rückwirkungen dieser Ehe auf die Haltung seiner eigenen Hausfrau, die plötzlich ganz andere Wege, wie bisher, einschlug und bestrebt war, demgemäß ihre beiden Töchter Alice und May zu erziehen. Mr. Blay, der zur Aussteuer Ottiliens generös beigesteuert hatte, dachte oft:

„Welch ein Glück für uns alle, daß diese famose, mir bis dahin völlig unbekannte Nichte auf die Idee kam, uns hier, jenseit des großen Wassers, aufzusuchen!" Er beneidete Professor Dr. Joseph Sailer um die „Perle von einem Weibe," die er sich errungen.

Nie gab es wohl eine Gattin, die sich glücklicher schätzte, als Mrs. Otti Sailer, nie eine Frau, die sanftmütiger, freundlicher, wohlthätiger war als sie! Nie gab es auch eine frömmere und



Landsgemeinde in Glarus: Die Regierung wird vom Rathaus zur Landsgemeinde geleitet. (Mit Text.)

tugendhaftere Frau als Ottilie! Oft flehte sie mit Herzensangst zu Gott: „O Vater im Himmel, verzeihe mir, was ich aus Liebe gethan! Gehe mit mir nicht ins Gericht!"

Und der Lenker der Schicksale schien ihr Gebet zu erhören, denn eines Morgens früh lag in dem fein hergerichteten Bettchen ein süßes, gesundes Söhnchen. — Doch bald darauf wurde die arme Mutter des Neugeborenen von einer bösen Krankheit schwer heimgesucht. Der geschickteste Arzt war hinzugezogen, er nahm die Assistenz eines ebenso geschickten Kollegen mit in Anspruch, aber — Professor Sailer war halb wahnsinnig vor Schmerz — beide konnten die Krankheit, welche Otti ergriffen, nicht bannen.

Am dritten Morgen schlug die Kranke die Augen auf und sagte zu Dr. Cunning:

„Sir, seien Sie aufrichtig! Haben Sie Hoffnung, mich am Leben zu erhalten?"

„Aber gnädige Frau!"

„Sie zögern? Sagen Sie mir die Wahrheit, ich beschwöre Sie bei Gottes Barmherzigkeit!"

Dr. Cunning wagte nicht zu lügen: „Madame, wenn Gott kein Wunder thut, kann die Wissenschaft Sie — Sie —! Nein, ich kann's nicht sagen!"

Sie lächelte schmerzlich.

„Es ist gut! Lassen Sie mir die Amme mit dem Knaben kommen, dann senden Sie mir meinen Gatten!"

Der Arzt gehorchte; die Uhr war ja binnen kurzem abgelaufen.

Frau Ottilie ließ sich das Kind reichen, küßte es auf die reine Stirne und winkte der Amme, sich zu entfernen. Leise murmelte sie: „Gott ist gerecht! Ich habe dieses Glück nicht verdient!"

Jetzt trat Professor Sailer weinend ans Bett.

„Weine nicht, Joseph," flüsterte sie, „ich habe Dich so sehr geliebt! — Versprich mir, daß Du mir nie fluchen willst!"

Entsetzt wich er zurück: „Ich? Ich kann Dich nur segnen!"

Sie lächelte und sagte leiser: „Lebe wohl! — Jetzt möchte ich — schlafen!"

Sie zeigte auf ein Kästchen von Rosenholz, welches beständig auf ihrem Nachttischchen stehen mußte, drehte den Kopf zur Seite und — that, als ob sie schliefe.

Joseph stürzte weinend fort zum Arzte: „Doktor," sagte er, „liegt sie im Fieberparoxismus?"

Dr. Cunning nickte traurig.

„Keine Rettung möglich?"

Dr. Cunning schüttelte den Kopf. Da brach der starke Mann im nächsten Fauteuil zusammen.

In der Nacht war die holde Frau eine Leiche!

Der Schmerz Sailers war riesengroß; ein Glück, daß ihn das Kind, munter und gesund, ans Leben fesselte!

Die Frau Professor wurde mit Gepränge beerdigt; der trauernde Gatte ließ das Sterbezimmer verschließen und nichts drin anrühren. Täglich saß er in dem Fauteuil am Bette und gedachte dort der Seligen.

Ueber seinem Schreibtische prangte das von einem berühmten Künstler in Oel gemalte Bild der Verstorbenen, zu der er wie zu einer Heiligen aufschaute.

Ein halbes Jahr war verflossen. — Die Zeit, der einzige erfolgreiche Tröster aller Trauernden, hatte auch bei Joseph Sailer die ihm vom Schicksal geschlagenen Wunden fast heilen lassen. — Seltener ging er in sein Heiligtum. —

Da fällt eines Tages sein Blick auf das Kästchen von Rosenholz. Er will den Deckel heben, der Behälter ist verschlossen.



Landsgemeinde in Glarus: Der „Ring" der Bürger (Moment des Eidschwurs). (Mit Text.)
Photographien von A. Krenn, Zürich.

Nach langem Suchen entdeckt er an einem Schlüsselbunde auf dem Nachttischchen den passenden Schlüssel und öffnet das Kästchen mit zitternder Hand. — Was mag es enthalten?

Er hebt alles heraus und lächelt: seine Briefe, die er ihr während einer Reise nach Baltimore geschrieben, dann — was ist das? — Er reibt sich Augen und Stirn: seine Briefe an Adine, hier, auf einem Haufen? — Und hier? — Adinens Briefe an Ottilie, gerichtet nach Portsmouth unter fremder Adresse? — Er liest sie alle und wird blaß wie eine Leiche. Er studiert das Datum des letzten, schreit laut auf und ruft:

„Ist's möglich, möglich? Adine unvermählt und —!"

Weiter kommt er nicht! Er springt auf, steckt die Briefe ein, schließt das Zimmer, sendet den Diener zum Dekan des College, küßt den kleinen Erard — der Oheim ist sein Pate — eilt nach dem Bahnhof und steigt in einen Wagen des nach Cincinnati eben abgehenden Blitzzuges. Stöhnend wirft er sich in die Polster.

* * *

Erst während der Tour kam Joseph Sailer wieder zu klaren Erwägungen. Immer deutlicher kam es ihm zum Bewußtsein, daß seine angebetete, göttliche Ottilie ihn — betrogen haben mußte; wie dröhnende Glockenschläge erklangen ihre letzten Worte an sein Ohr, als höre er sie noch: „Versprich mir, daß Du mir nie fluchen wirst! Ich habe Dich so sehr geliebt!" O, jetzt begriff, jetzt verstand er sie! Stöhnend sank er zurück, weinend begrub er sein Gesicht in beiden Händen.

Er saß zum Glück in seinem Abteil ganz allein, er konnte seinen Gefühlen freien Lauf lassen! Was damals in der Seele des charakterstarken Mannes vorgegangen, kann man sich leicht denken! Und doch, fluchen konnte er ihr nicht, der Mutter seines unschuldigen, herzigen Söhnchens, im Gegenteil, er liebte die Abgeschiedene mit fast derselben Glut, wie ehedem.

So erreichte er sein Ziel. Was er vorher versäumt, macht er nun durch den Telegraphen wieder gut: er depeschierte an den Dekan um Urlaub in wichtigen Familienangelegenheiten, er sendet der Hausdame ein Telegramm und empfiehlt sein Söhnchen ihrer genauesten Obhut, erst dann nimmt er einen Wagen und fährt nach der Findlystreet.

Er trifft seine Verwandten in tiefer Trauer und in höchster Verwirrung an.

„Du, Neffe?" fragt Mr. Erard.

„Ja, ich und —!"

„Und Du weißt nicht, daß Adine in einigen Stunden hier eintrifft?"

„Wer?" ruft Joseph überrascht aus.

„Adine! — Aber schaue, wie merkwürdig, sie hat die Depesche unterzeichnet „Adine Hagemann"! „Sollte sie von ihrem Manne getrennt —?"

Joseph schüttelte energisch den Kopf: „Komme mit mir in Dein Privatkabinett! Ich will's Dir erklären!"

„Bitte!"

Erard Blay kommt gar nicht aus dem Staunen heraus.

Jetzt zieht Joseph seine Briefe hervor und läßt sie den Oheim lesen. Der schlägt die Hände zusammen: „Himmel, ist's möglich?"

„Bitte, schweige darüber, Onkel; nur — Adine darf es wissen, damit ich gereinigt bin von dem schmählichen Verdachte, in dem ich bei ihr stehe, stehen muß!"

Erard reicht die Briefe zurück: „Stecke sie ein, Ellen soll sie nicht lesen, hörst Du? Ich teile ihr nur das Nötigste, unter Schonung der Toten mit! Freilich Adine muß ich — gründlich vorbereiten!"

Joseph nickt und geht ganz erschöpft, die Tante zu begrüßen. Man spricht von der Verstorbenen, Joseph drückt sich sehr gemäßigt über das Geschehene aus, welches er als auf Irrtum beruhend darstellt.

Vielleicht merkte Mrs. Blay doch etwas, denn sie lächelte und murmelte hernach: „Die deutschen Mädchen sind doch eigentümliche Geschöpfe!"

Und stillschweigend, aber kopfschüttelnd ging sie ihren Repräsentanten-Pflichten nach.

Nach zwei Stunden erschien Onkel Erard mit Adine in Trauer in seinem Hause und stellte seine Nichte der Gattin vor.

Tante Ellen küßte sie auf die Stirn und hieß sie herzlich willkommen.

Unterdes erschien Mr. Erard bei Joseph und sagte leise:

„Sie weiß alles, die Aermste! Joseph, sie vergiebt Dir alles; gehe in mein Zimmer, dort will sie Dich ohne Zeugen sprechen!"

Joseph eilte hinab; gleich darauf ertönte ein leichter Schritt und Adine stand blaß wie eine Tote vor ihm.

„Adine!" schrie er auf.

Sie schritt langsam näher, reichte ihm die Hand und sagte:

„Grüß Gott, Joseph! Du lebst, und alles ist gut!"

War es die Gewalt der Erinnerung, war es die Macht der ersten, heiligen, allmächtigen Liebe? Sie lagen sich in den Armen, sie küßten sich. Er erzählte langsam, die Tote schonend.

Adine hörte stille zu, dann sagte sie:

„Ich verzeihe ihr, denn sie hat gewiß schwer dafür gelitten; ihrem Kinde aber will ich eine echte, wahre Mutter sein!"

Da warf er sich vor ihr nieder: „Dina, Heilige, wie schwer habe ich —!"

Sie zog ihn empor, sie hielt ihm den Mund zu:

„Halt, mein zukünftiger Gatte darf sich auch nicht einmal selbst erniedrigen! Komme zum Onkel!"

Er faßte sie bei der Hand: „Einen Augenblick! Wie fandest Du die Aufklärung über die dunkle Begebenheit?"

„Ich schrieb an Mr. Griffins in Portsmouth, was aus Miß Ottilie Blay geworden, der er meine Briefe habe übergeben müssen. Er antwortete, sie sei nach Amerika gegangen. Nun zog ich beim deutschen Konsulat Erkundigungen über Onkel Erard ein und erfuhr, daß seine Nichte Ottilie Blay den deutschen Professor Sailer geehelicht! Das übrige erriet ich!"

Damit schritten sie die Treppe empor. Mrs. Ellen blickte starr auf das Paar, Mr. Blay aber scherzte:

„Seid Ihr mit der Aussprache nun fertig? — Ellen, mein Liebling, willst Du Befehl zum Anrichten des Diners geben?"

Mrs. Ellen eilte an die Klingel und murmelte:

„Es sind doch sonderbare Geschöpfe, diese deutschen Mädchen!"

Die Jagd auf Strauße und der Handel mit dessen Federn.

Im Jahre 1857 hat man es zuerst in Algerien unternommen, den afrikanischen Strauß (Struthiocamelus L) künstlich, in eigens eingerichteten Anstalten zu züchten. Diese Versuche fielen über alles Erwarten günstig aus. Jetzt bestehen solche Zuchtanstalten für Strauße sogar in Florenz, Marseille, Grenoble und Madrid. Im Kapland, wo seit 1865 die Straußenzucht geübt wird (1875 wurden bereits 32000 Stück gehalten), bildet dieselbe gegenwärtig einen der wichtigsten Erwerbszweige des Landes. Man hält dieselben wo möglich auf einem großen eingefriedeten, mit Luzerne besäten Feld und überläßt sie hier sich selbst, wendet aber auch vielfach künstliche Brut an und rühmt die größere Zähmbarkeit der auf diese Weise erhaltenen Tiere, welche sich auch außerhalb der Umzäunung auf die Weide treiben lassen. Von acht zu acht Monaten schneidet man die wertvollen Federn ab. Diese zahmen Straußen entnommenen Federn sind aber nie so schön wie die der wilden, werden infolgedessen auch niedriger bezahlt.

Die Jagd auf wilde, in der Freiheit lebende Strauße, die trotz ihrer Beschwerlichkeit von jeher für eines der größten Vergnügen galt, wird daher in ganz Afrika immer noch so leidenschaftlich betrieben wie früher.

Der Beschreibung dieser Jagd müssen zunächst einige Worte über die Fortpflanzung der Tiere vorausgeschickt werden.

In der Zeit, wenn das junge Gras hervorschießt, fangen die Strauße an, sich in Paaren zusammenzumachen und sich in Gegenden zurückzuziehen, die sandig und ohne Bäume sind. In den Monaten März, April, Mai legt das Weibchen 8 bis 25 Eier in den Sand, um die zuerst ein kleiner Erdwall gescharrt wird und die hierauf größtenteils mit Sand bedeckt werden. Neben dem Nest liegen gewöhnlich noch einige Eier zerstreut, die das Weibchen entweder später als die übrigen gelegt oder nachlässig aus dem Nest geworfen hat. Das Brutgeschäft besorgt hauptsächlich das Männchen. In Inner-Afrika wenigstens brütet bei Tag keines der Alten, dagegen werden die Eier stets von einem derselben bewacht. Das Weibchen hat hierzu seinen bestimmten Platz, 15 Schritte ungefähr von den Eiern entfernt. Immer hält es die Augen auf die Eier gerichtet und braucht nur in derselben Richtung, meistens ist es die südliche, vorwärts zu gehen, um an die Eier zu gelangen. Die Dauer des Brütens beträgt 45 bis 52 Tage. Nach dem Auskriechen der Jungen bleibt die Familie noch sieben Tage in der Umgebung des Nestes; dann ziehen sie weg in Gegenden, die grasreicher sind und den Jungen, auf welche die Alten übrigens nicht viel Sorgfalt verwenden, Schutz und Nahrung gewähren.

Um diese Zeit, also Ende Juli oder Anfang August, beginnt in Nord- und Inner-Afrika (Schartum, Lobehd) die Jagd. Sobald man vom Pferde aus einen oder mehrere Strauße erblickt und mit den Augen das älteste, stärkste Männchen, auf dessen Erlegung es wegen der schönsten Federn vor allem abgesehen ist, ausgesucht hat, schickt man sich zur Verfolgung an, da der Strauß nie auf Schußweite aushält. Nur durch die Zickzacklinie, welche der Vogel im Laufen beschreibt, ist es dem Pferde möglich, ihn einzuholen. Ist dieses geschehen, schlägt man dem Strauß mit einem Stock auf den Kopf, daß er betäubt niederstürzt, springt vom Sattel und schneidet ihm, ohne Zeit zu verlieren, den Hals zur Hälfte ab. Geschieht das nicht und verblutet der Strauß demnach nicht, so zeigen sich nach der Meinung der Araber Würmer in den Spulen. Das Fleisch gilt dann für unrein und darf vom Muhammedaner nicht gegessen werden. Außerdem muß der Muham-

medaner das Tier, wenn ihm der Genuß des Fleisches gestattet sein soll, in der von dem Propheten verordeten Weise unter Verrichtung eines Gebetes schlachten. In die am Halse gemachte Wunde steckt man eiligst den Nagel der Zehe und läßt den Strauß, indem man ihn hindert, um sich zu schlagen und die Federn blutig zu machen, auf diese Weise absterben. Nachdem hierauf die Haut regelmäßig abgezogen, zusammengebunden und aufs Pferd gepackt worden ist, schneidet der Araber vom Fleisch so viel ab, als er für sich und seine Familie für den Tag davon braucht. Den Rest aber trägt er auf den nächsten Baum, in der edlen Absicht, den vorüberziehenden Reisenden das Fleisch zu erhalten, was in der reinen, heißen Luft der Wüste auch stets ermöglicht wird. So können Reisende Fleisch vorfinden, das vielleicht schon Jahre alt ist. Trotz seines Alters aber ist es noch völlig genießbar, wenn man es beim Gebrauch, wie es meistens geschieht, pulverisiert und unter eine andere Speise mischt. Im frischen Zustande ist das Fleisch vom Strauß schmackhafter als jedes andere. Das Fett des frischen Straußenfleisches ist ein von den Türken gepriesenes Heilmittel, das unendlich hochgeschätzt und sehr teuer bezahlt wird.

Der Araber im besonderen unterscheidet zwei Straußarten: Ribeda und Etlien. Die häufigsten sind die Ribedas. Sie bestehen aus den Weibchen und jungen oder schwächlichen Männchen. Sie sind grau, haben zwar auch graue und schwarze Federn, aber immer noch von ungeordneter Qualität. Die Etliens sind alte, ausgefärbte Männchen, die stets ihr Hochzeitskleid tragen. Hals und Füße sind rot und der Oberschenkel im Gegensatz zu den Ribedas unbefiedert. Das ganze Gefieder ist glänzend schwarz, mit Ausnahme der Schwung- und Schwanzdeckfedern, welche weiß sind. Nach 24 Stunden reißt der Araber zu Hause die Federn aus, teilt die weißen und die schwarzen ab, legt den Schwanz besonders und schnürt diese Bündel mit Hautstreifen zusammen. Aus der Haut selbst macht er einen Sack, in den die Federn gesteckt und in ihm aufgehängt werden.

Was den Handel mit Straußfedern betrifft, so ist der Ankauf derselben eines der schwierigsten und zeitraubendsten Geschäfte. Der Kaufmann, der auszieht, um z. B. bei den Kababisch-, Dar Hammer- oder Hassanie-Arabern Einkäufe zu machen, reitet zum Zelt des Arabers in der Wüste und fragt: „Hast Du Federn?" — „Ich hatte welche," antwortet der Araber, „aber gestern wurden sie verkauft." Der Kaufmann läßt sich dadurch nicht abschrecken und steigt ab. Der Abend rückt heran. Man setzt sich, ißt und trinkt und die Araber der Umgegend kommen herbei und betrachten den Fremden mit mißtrauischer Miene; denn das erste Gefühl ist immer, daß der Fremde ein von der Regierung geschickter Spion sei, um ihnen die Federn unentgeltlich als Tribut abzunehmen. Hat man sich durch längere Untersuchung vom Gegenteil überzeugt, so kommt endlich ein Vogel zum Vorschein. Der Kaufmann holt die Federn aus dem Sack und beginnt sie zu mustern. Ein vollständiger Vogel muß drei Rottel (ein Rottel = ein Pfund) schwarze und zwei Rottel weiße Federn haben. Zu den ersteren rechnet man auch die immer rötlich überlaufenen Schwanzfedern; unter den letzteren aber müssen sich 15, 17 bis 19 Federn der ersten Qualität befinden, welche man Awami nennt. Eine solche muß vollständig ausgebildet und rein sein, darf keine Blutspuren haben und nicht von Motten angenagt sein. Wenn man sie im Sande reibt und wieder ausschüttelt, öffnet sie sich von selbst. Nähert man die Hand, so hängen sich die Spitzen der Federn an die Fingerspitzen fest an, bis die entgegengesetzte Elektricität sie wieder abstößt. Auf die Frage des Kaufmanns nach dem Preise, antwortet der Araber stets: „Kelem ente" (sage du es). Der Kaufmann antwortet ihm: „ein Real" (ca. $2^1/_2$M.). Der Araber fordert ihn alsdann zur Zulage auf, indem er sagt: „ephthahallah" (mehr nach der Gerechtigkeit Gottes). Die Geduld darf jedoch der Kaufmann nicht verlieren, denn meistens packt der Araber seine Federn sieben bis achtmal wieder ein, ehe es zum Verkauf kommt. Ist man endlich so weit gekommen, der Araber durch kleine Scheidemünze, auf die er besonderen Wert legt, befriedigt und der Kaufmann abzureisen im Begriff, so erscheint mit derselben Vorsicht wie das erstemal ein zweiter Vogel. Mit denselben Umständlichkeiten wird er verkauft, und im Lauf des Tages kann der Kaufmann noch zehn bis zwölf andere einhandeln, nachdem er ebenso oft auf das Kamel auf- und abgestiegen ist.

Der Handel mit Straußfedern ist uralt. Im Mittelalter gelangte der begehrte Schmuckgegenstand auch auf die europäischen Märkte. Zum Schluß sei noch einer sinnigen Sage gedacht, die man noch heute aus dem Munde arabischer Fakire hören kann: Am Tag, als der Herr die Vögel erschuf, war es mit Beendigung der Arbeit Abend geworden. Da sagten die Vögel: „heute ist's zu spät, aber morgen fliegen wir fort, wenn es Gottes Wille ist (inschallah), und der ganze Chor der Vögel antwortete: inschallah, inschallah! Bloß der Strauß stimmte nicht in diesen Lobgesang mit ein, und dies nahm ihm der Herr sehr übel; denn am andern Morgen vermochten alle Vögel fortzufliegen — und nur der Strauß war fortan zur Erde verurteilt.

Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf,
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land;
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neiget
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte alles Bote sein;
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken,
Und auf der Erde nah und fern
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen
Im Mondenschein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blütenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh':
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

Robert Reinick.



Behälter für Postkarten.

Der Rahmen des Behälters besteht aus gelblich- weißen Bambusstäben, welche mit schmalem, olive Seidenband umwunden und an den Enden mit Metallbeschlag versehen sind. Die Hinterwand des Behälters aus olive Atlas ist mit grauer Leinwand abgefüttert und mit schmalem olive Seidenband eingefaßt. Die Tasche, welche zur Aufnahme der Postkarten dient, ist aus grauer Leinwand hergestellt, mit einer leichten Stilstichstickerei geschmückt und wird — mit einer Falte auf jeder Seite versehen — mittelst Hohlstichen auf der Atlaswand befestigt. Der obere Rand der Tasche ist ebenfalls mit olive Seidenband eingefaßt und mit feiner, mit Gold übersponnener Seidenschnur verziert.



Schleifen aus olive Seidenband verdecken an den 4 Ecken die Stiche, mit welchem die Atlaswand in dem Rahmen befestigt ist; kleine Metallringe dienen zum Anhängen des Behälters.



Landsgemeinden in der Schweiz. Die Schweiz zählt heute noch sechs Kantone, beziehungsweise Halbkantone, in denen die Bürger berufen sind, in ihrer Gesamtheit und durch direkte Anteilnahme an der Regierung des Staatswesens mitzuwirken. Alljährlich am letzten Sonntag des April oder dem ersten Sonntag im Maimonat versammeln sich die Stimmberechtigten eines Kantons unter dem Vorsitz des Landammanns zur Beratung der Landesangelegenheiten und zur Wahl der wichtigsten Behörden. Diese unter freiem Himmel stattfindende Tagung wird die Landsgemeinde genannt, an der jeder über zwanzig Jahre alte Kantonsbürger, sowie seit einer bestimmten Frist im Kanton niedergelassene Bürger andrer Kantone teilzunehmen berechtigt sind. Das Volk bekundet ein außerordentliches Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, denn die Teilnahme an diesen Tagungen ist gewöhnlich sehr stark. Zu den interessantesten Landsgemeinden gehören jene von Appenzell, Außer-Rhoden und Glarus. Die erstere findet abwechselnd je in Herisau oder Hundwil statt und zählt gewöhnlich 8—10,000 Teilnehmer. Zum Zeichen seiner Stimmberechtigung trägt dort jeder Bürger einen Säbel oder Degen an der Seite, und wer dies Zeichen der Wehrhaftigkeit, das zugleich der Beweis der Ehrenhaftigkeit ist, nicht besitzt, wird von der Landsgemeinde unverweigerlich ausgeschlossen. Glarus kennt diese äußerliche Kennzeichnung der Bürger nicht, hat dafür aber einige andre Merkmale an seiner Landsgemeinde, die andre Kantone nicht besitzen. Die Regierungs- und sonstigen Behörden sammeln sich am Morgen auf dem Rathaus, während auch die Bürger aus allen Teilen des Landes eintreffen und sich im Freien sammeln. Schlag zehn Uhr erfolgt der Zug nach dem Landsgemeindeplatz. An der Spitze marschiert die Kapelle, einen eigentümlichen, schleppenden Marsch spielend; hinter ihr schreitet eine Halbkompagnie Militär, und diesem folgen die sieben Mitglieder der Regierung und der Landesstatthalter, denen zwei in Purpur gekleidete Weibel die Amtsinsignien, das mächtige Landesschwert und das Staatssiegel vorauszutragen. Der Regierung folgen die Landräte und sonstigen Behörden des Kantons, worauf wieder eine Halbkompagnie Militär den eigentlichen Zug schließt, während sich die Landsgemeindeteilnehmer in ungeordnetem Zuge nach dem Versammlungsplatze begeben. Sobald die „Behörden" den „Ring" betreten haben, nehmen auch die Bürger ihre Plätze ein. Einzig die Glarner Landsgemeinde tagt noch in einem sogenannten „Ringe", dessen Ursprung in die alemannische Zeit zurückgeführt wird. Inmitten des Ringes ist die Tribüne für die Regierung, von der aus der Landammann die Tagung leitet. — Es ist ein Vorrecht der männlichen

Jugend, sich um diesen Platz scharen zu dürfen, damit sie frühzeitig lerne und Interesse nehme an öffentlichen Angelegenheiten. Nachdem der Landammann seine „lieben getreuen Landsleute“ begrüßt, leistet er den Eid auf die Verfassung, und nach ihm thut die Landsgemeinde dasselbe. Ein weiteres Merkmal der Glarner Landsgemeinde ist die Diskussionsfreiheit über die vorgebrachte Angelegenheit, während an den meisten übrigen Landsgemeinden keine Debatte gestattet ist und sofort abgestimmt werden muß. Die Abstimmung erfolgt durch Aufheben der rechten Hand, das „Handmehr“, wobei die Stimmenden nicht gezählt, sondern geschätzt werden. Ist das Resultat zweifelhaft, so wird weiter abgestimmt, bis sich eine sichere Mehrheit erkennen läßt. Sind alle Geschäfte der Landsgemeinde erledigt, so werden die „lieben Landsleute“ mit dem Wunsch glücklicher Zusammenkunft übers Jahr entlassen. In Appenzell erhält die Landsgemeinde durch einen gewaltigen Massengesang des zum Landsgemeindeliedes erhobenen Chores „Alles Leben strömt aus dir“ einen würdigeren Abschluß. Hier darf auch der Tag durch weltliche Lustbarkeiten nicht profaniert werden, dazu ist der auf die Landsgemeinde folgende Tag bestimmt, während in Glarus der Landsgemeindesonntag mit einem fröhlichen Volksfest endigt.



Die sparsame Hausfrau.

Hausfrau: „Und dann muß ich Ihnen noch sagen, daß wir niemals Reste wegwerfen.“

Köchin: „Darüber können Sie ohne Sorge sein, gnädige Frau, ich werde sie schon für Sie aufheben.“

Husch, husch! Frida und Lieschen waren stets zwei gute Freundinnen; heute sind sie unzertrennlich, weil ein „großes Geheimnis“ ihre Kinderherzen miteinander noch enger verbindet. Wie es draußen im schönen Mai zu grünen und zu blühen anfing, da sind auch sie in den stillen Wald gegangen, um zu sehen, ob Veilchen und Leberblümchen, Himmelschlüssel und Maiglöckchen schon aus dem Winterschlafe erwacht sind. Da hören sie plötzlich ein eigentümliches Geräusch; ängstlich bleiben sie stehen und blicken neugierig nach der Stelle hin, von wo der Lärm kam. Bald entdecken ihre Augen ein Vogelnest; ein Golddrosselpaar ist's, das sich versteckt in den Aesten sein Heim eingerichtet hat. Der Golddrosselhahn, mit seinem goldgelben und schwarzen Gefieder, ist soeben davongeflogen, um noch rasch ein Nachtessen, bestehend aus schädlichen Insekten und Würmern, einzunehmen, während das junge Weibchen sich behaglich zur Nachtruhe einrichtet. Das Nest im Walde ist das Geheimnis der beiden kleinen Freundinnen, das sie gar ängstlich hüten. So oft sie nur können, statten sie dem jungen Ehepaar im Walde einen Besuch ab, und beschützen es vor gefährlichen, blutdürstigen Feinden. Da, eines Tages, piepst und zwitschert es im Neste und fünf kleine Gelbschnäbel schauen neugierig in die Welt hinaus. Das Golddrosselpaar hat reichen Kindersegen bekommen. Nun wird mit um so größerem Eifer das Nest gehütet und betreut. Dafür erweisen sich die kleinen Lieblinge auch dankbar; sie verzehren täglich tausende Insekten und sorgen dafür, daß im elterlichen Garten der beiden Freundinnen Aepfel und Birnen reifen können, ohne von Raupen und Würmern angestochen zu werden. Des Morgens und des Abends erfreut der Golddrosselpapa die beiden braven Mädchen mit einem glockenhellen Liedchen und dankt auf diese Art für Schutz und Gastfreundschaft. K. St.



Wenn zwei dasselbe nicht thun. Johann: „Mein Herr thut nichts und ich thue nichts. Von ihm sagen aber die Leute: „er führt ein beschauliches Leben“ — und von mir heißt es: „der Johann ist ein Faulpelz!“

Kopfarbeit. „Es ist also vor allen Dingen nötig, daß Sie sich jeglicher Kopfarbeit für die nächsten Wochen enthalten.“ — Patient: „Ja, aber Herr Geheimrat, davon leb' ich ja!“ — Arzt: „So, so; dann sind Sie wohl Gelehrter?“ — Patient: „Ne, das nich, aber Friseur bin ich!“

Vorbereitung. Student: „Schon nach Haus!“ — Kollege: „Ja, morgen kommt mein Alter, da muß ich noch Studienbücher aufschneiden, Lesezeichen falten und Flecke und Eselsohren in die Bücher machen!“

Aus Vater Wrangels Leben. General von Wrangel hatte einst bei dem 8. Ulanenregiment die sog. Lumpenparade abzuhalten. Er begnügte sich damit, einen einzigen Ulanen auspacken zu lassen. Die anwesenden Offiziere fanden, daß der Soldat seine Sachen vorschriftsmäßig im Stande hatte. — Der alte Wrangel aber stellte die Frage: „Was fehlt hier noch?“ Es wurde die andere Mannschaft herbeigerufen, Stück für Stück nochmals gemustert und niemand fand ein Manko. Endlich sagte Wrangel: „Mein Sohn, Du hast keinen Branntwein in Deiner Feldflasche, da hast Du einen Thaler, laß sie Dir füllen.“ St.

Schmugglerlist. An der holländischen Grenze, wo noch der Schmuggel blüht, traf einst ein höherer Grenzbeamter auf einem Dienstritte einen Mann, der eben mit einem großen Pack geschmuggelten Tabaks die nahe Grenze überschritten zu haben schien. Als der Mann den Beamten sah, setzte er ruhig seine Last ab und wartete den Herankommenden ab. „Gut, daß Sie kommen,“ sagte er, „ich kann den Pack, den mir ein Grenzjäger gegeben hat, kaum noch weiter schleppen.“ — „Was ist darin?“ fragte der Beamte. — „Holländischer Tabak,“ entgegnete der Mann, „ich habe von einem Grenzjäger eine Mark Trinkgeld erhalten, damit ich den Pack nach Ihrem Hause bringen solle, weil der Grenzjäger die Spur des entflohenen Schmugglers verfolgen wollte.“ — „Gut,“ entgegnete der Beamte, „ruhe Dich nur erst aus und trage dann den Pack nach meinem Hause und übergieb ihn meiner Frau.“ Damit ritt er weiter, um später zu hören, daß kein Pack in seinem Hause abgegeben worden war, er also von einem schlauen Schmuggler in listiger Weise hintergangen war. W.



Apfelspeise. 6—7 mittelgroße Aepfel werden mit etwas Wasser, nachdem sie geschält und in 4 Schnitze geteilt sind, Zucker und Weinbeeren weichgekocht, eine Auflaufform mit Butter bestrichen, die gekochten Aepfel gleichmäßig hineingethan, so schwer wie ein Ei Butter, Zucker und Mehl tüchtig gerührt, auf die Aepfel gegossen und in der Röhre gebacken.

Honigaufbewahrung. Honig hält sich sowohl in gläsernen, wie in gut verzinnten blechernen Gefäßen, als in Steintöpfen. Hauptsache ist nur, daß er luftdicht verbunden — am besten mit Pergamentpapier — oder mit dichtschließenden Deckeln versehen und in einem trockenen Raume aufbewahrt wird. Keinesfalls darf der Honig in den Keller gestellt werden. Er nimmt alle Feuchtigkeit begierig in sich auf, geht in Gährung über und wird sauer. — Richtig aufbewahrter Honig bleibt viele Jahre gut.

Vernichtet das wurmstichige Obst! Die jungen Früchte werden häufig von Insektenlarven bewohnt, „wurmstichig“ gemacht und dadurch entweder in ihrer Entwickelung behindert oder doch fast wertlos gemacht. Bei den Pflaumen sind es die Larven der Pflaumenwespe und des Pflaumenbohrers. Die jungen Birnen werden von den weißlichen bis rotgelblichen Larven der Birntrauermücken, die der Reife entgegengehenden, wurmstichigen Aepfel und Birnen von der Raupe des Apfelwicklers und die Pflaumen im gleichen Stadium von der Raupe des Pflaumenwicklers bewohnt. Bei Kirschen sind es die Larven der Kirschenfliege. — Zur Verminderung dieser schädlichen Tiere können wir wesentlich beitragen: 1) dadurch, daß wir alles vorzeitig abgefallene Obst, auch das noch ganz kleine, fleißig auflesen und vernichten, ehe die Feinde es verlassen haben; 2) durch gute Rindenpflege, namentlich Kalkanstrich; durch diesen werden viele Obstmaden, welche sich am Stamme eingesponnen haben, getötet; 3) durch das Umgraben der Baumscheiben; 4) durch gründliche Reinigung der Obstkammern nach deren Räumung; denn dort finden sich in den Stellen an Wänden ꝛc. massenhaft eingesponnene Obstmaden, welche miteingeerntet worden sind.

Rätsel.

Wenn der warme Sommer schwindet,
Flieht das erste Paar von hier.
Was die dritte Silbe kündet,
Siehst du fast an jedem Tier.

Prangt im Blütenschmuck die Pflanze,
Ziehet leichthin durch die Luft
Zartbeschwingt das bunte Ganze,
Und sucht süßen Honigduft. —

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Eine Gattung der lyrischen Poesie.
2 9 1 6 7 9 5. Ein biblischer König.
3 7 1 9 5 5 9. Eine Briefaufschrift.
4 2 6 5 4 2 6 1. Eine Gift.
5 6 4 2 8 9. Ein weiblicher Vorname.
6 2 8 6. Staat der nordamerik. Union.
7 6 1 8 5. Landschaft Altgriechenlands.
8 6 7. Ein chemisches Element.
9 5 4 9. Ein Baum. H. Vogt.

Die Anfangsbuchstaben geben 1—9.

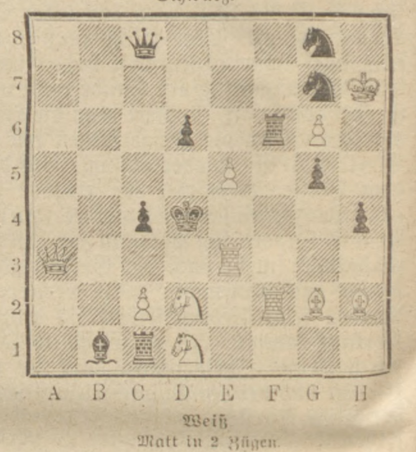
Schachlösungen.

Nr. 11. D a 7—g 7 K : T
S g 2—f 4 † etc.
Nr. 12. K g 7—f 7 etc.

Problem Nr. 14.

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß

Matt in 2 Zügen.

Auflösung.

E
H u t
R a p p e
E u p h r a t
A a r a u
T a u
t

Charade.

Blitzesschnell und gleich den Winden
Jagt das Erste durch das Land,
Und du wirst es wieder finden
An des Alpsees schönem Strand.

Wenn die Auen grün sich kleiden,
Klingt des andern muntres Lied;
Merk', es nahen düstre Zeiten
Wenn das Ganze von uns flieht. —

Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Sumpf, Dotter, Blume, Sumpfdotterblume.
Des Bilderrätsels: Nichts halb zu thun ist edler Geister Art.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.